

Die Sanitätswarte

Zeitschrift für das Personal in Kranken-, Pflege- und Irren-Anstalten
Kliniken, Sanatorien, Bade- und Massage-Instituten, Seebädern
Beilage zur „Gewerkschaft“, Organ des Verbandes der Gemeinde- und Staatsarbeiter

Redaktion und Expedition:
Berlin W. 57, Winterfeldt-Strasse 2A.
Fernsprecher: Amt Lühov. Nr. 2746.
Redakteur: Emil Dittmer

Berlin,
den 4. Juni 1915.

Erscheint alle 14 Tage, Freitags.
Bezugspreis inklusive „Die Gewerkschaft“ viertel-
jährlich durch die Post (ohne Bestellgeld) 2 M.
Postzeitungs-Liste Nr. 3164

Inhalt: Nicht erlahmen! — Zehn Gebote für den Verkehr mit dem Arzt. — Feuilleton: Die Frau des Toten. — Aus unserer Bewegung. — Rundschau. — Eingänge.

Nicht erlahmen!

Wolle zehn Monate dauert bereits der Krieg, und noch ist sein Ende nicht abzusehen. Durch den Beitritt Italiens als Kriegsgegner ist wohl der Friede um Monate zurückverwiesen. Nicht sowohl wegen der neuen Seeresmacht, als auch wegen der neu einsetzenden Hoffnung bei den Westmächten, nun doch noch Deutschland-Oesterreich niederzuzwingen.

Wir glauben nicht daran, sondern die Kriegsergebnisse der letzten Wochen lassen den Schluß zu, daß die Zentralmächte dem ungeheuren Ansturm aller „Verbündeten“ widerstehen.

Aber leicht und einfach ist das keineswegs!

So werden in Deutschland voraussichtlich in den nächsten Wochen weitere Seeresmächte einziehungen erfolgen und mancher Kollege wird noch in dem zunächst bunten, dann selbsteigenen Kos gesteckt werden.

Damit scheidet er auf Kriegsdauer aus unseren Reihen, und es wird neue Mühen kosten, überall die neu entstehenden Lücken in unserer Organisation auszufüllen.

Kein Zweifel, es ist noch genügend Brachland vorhanden, wo wir den Organisationsgedanken einsäen können. Genau so, wie man jetzt weite Strecken zur Anpflanzung bemüht die bislang unbeachtet waren, wird man auch in den Anstalten alles daran setzen müssen, an solche Kollegen und Kolleginnen heranzutreten, die dem Organisationsgedanken bislang weitest fern standen.

Insbefondere ist das große Heer der unorganisierten Kolleginnen noch „mobil“ zu machen.

Waren schon in Friedenszeiten die Gründe recht sadenscheinig, die angegeben wurden, um sich der Organisation zu entziehen, so ist das jetzt noch mehr der Fall.

Nie zuvor trat wohl der Segen der Organisationsarbeit so offenkundig in die Erscheinung, als gerade jetzt. An vielen Orten haben Hunderte von Kollegen und Kolleginnen auf Grund unserer Eingaben und unseres Vorgehens monatliche Zulagen von 5 bis 10 M. erhalten auf Kriegsdauer!

Und wenn die Unorganisierten vielleicht gerade darauf pochen und sagen: „Na, obwohl wir nicht organisiert sind, erhalten wir die Zulage doch!“ so soll man ihnen erwidern: „Es ist eine grobe Pflichtverletzung, die Ihr begeht, wenn Ihr Euch noch immer abseits stellt! Wir können Euch den Vorwurf nicht ersparen daß Ihr unkollegial und unsolidarisch handelt!“

Auch unsere Vertrauensmänner, die an vielen Stellen erst jüngst mühsam ergänzt wurden, werden vielfach erneut auseinandergerissen. Dabei hängt in den meisten Anstalten die Entwicklung unserer Organisation geradezu von ihnen ab.

So müssen wir nun die Erwartung aussprechen, daß die übel angebrachte Bescheidenheit oder Schüchternheit — wie wir sie noch besonders bei den Kolleginnen finden — aufgegeben wird und einer größeren Bereitwilligkeit Platz macht, in die Presse zu springen. Die Schwierigkeiten, ein gewerkschaftliches Ehrenamt auszufüllen werden meist überschätzt — wenn freilich auch hier und da eine Untererschätzung zu beobachten ist.

Bei gutem Willen könnten die Kolleginnen in vielen Fällen das Amt als Vertrauensperson übernehmen, und so den Fortbestand der einzelnen Mitglieder sichern helfen. Denn es ist leider wahr: Mandat zahlt seinen Verbandsbeitrag nur, wenn er dazu aufgefordert wird!

Eigentlich sollte jedes Mitglied der Organisation sich ohne weiteres verpflichtet fühlen, alles daran zu setzen, den Verband stark zu machen durch regelmäßiges Beitragzahlen und unermüdete Kleinagitation.

Allzu oft aber erlahmt das Interesse, wenn man nicht unmittelbare Erfolge sieht, oder sich die Kollegenschaft abwartend verhält. Wir dürfen aber in dieser schweren Zeit nicht erlahmen, denn es hängt viel davon ab, wie wir in der nicht minder schweren Zeit — kurz nach dem Kriege — dastehen mit unserer Organisation!

Bislang hat sie allen Kriegsstürmen Trost bieten können, und wir alle haben die Ueberzeugung, daß das auch so bleiben wird. Dazu aber ist erforderlich: keine Mühe scheuen selber anzupacken, einspringen, wo Not am Mann!

Der Uebergang vom milden Frühling zum heißen Sommer hat sich fast vollzogen. Das Versammlungsleben tritt dadurch etwas in den Hintergrund. Nicht im gleichen Maße wie bisher kann zur Kollegenschaft gesprochen werden. Da wird in noch stärkerem Maße der einzelne — soweit er von der Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation durchdrungen ist — eingreifen müssen und die Werbearbeit unermüdet übernehmen.

Unser Verband steht alles in allem gut gerüstet da und auch die „Sektion Pflege- und Heilanstalten“ ist neuerdings wieder in Aufwärtsbewegung, obwohl gerade sie einen ungewöhnlich hohen Prozentsatz Einwohner aufweist. So liegt eigentlich für unsere gewerkschaftliche Friedensarbeit kein Grund vor, pessimistisch zu sein.

Es unterliegt keinem Zweifel daß noch überall sehr viel Unorganisierte zu gewinnen sind. Mühen wir uns, sie aufzuklären und für unsere Bestrebungen reif zu machen!

Zehn Gebote für den Verkehr mit dem Arzt.

Viele Aerzte stehen im Arde, die zu Hause tätigen sind überlastet. Jeder nimmt das Publikum seine Rücksicht auf diesen Zustand der Dinge, sondern beehligt die Aerzte wegen jeder Kleinigkeit und mütet ihnen manden unnötigen Weg zu. Ein Frankfurter Arzt hat deshalb in der „Frankfurter Aerzte Morre spondenz“ zehn Gebote für den Verkehr mit dem Arzte erlassen, die wir hier wiedergeben, zur ernsten Beachtung.

1. Nimm den Arzt nicht unnötig bei jeder Kleinigkeit in Anspruch, warte aber auch nicht so lange damit, bis sich die Krankheit so verschlimmert hat, daß nunmehr der Arzt geholt werden muß. Et vertritt, wenn du den Arzt zu spät rufst, kostbare Zeit, in der die ärztliche Hilfe schon wirksam hätte einwirken können. Außerdem muß dann oft der Arzt dringend und zur Unzeit gerufen werden, was für ihn immer mit Unzulänglichkeiten verknüpft ist, die sich bei früherer Beistellung hätten vermeiden lassen.

2. Wenn es dem Umwoblen erlaubt, dann gehe zum Arzt in die Sprechstunde und erspare ihm so einen Weg. Häufig sind auch gewisse Untersuchungen mit besonderen Instrumenten nur oder doch besser im ärztlichen Sprechzimmer auszuführen als in deinem Hause.

3. Daß du dich entschlossen, den Arzt zu rufen, dann bestelle ihn, wenn du noch am selben Tage beistcht sein willst, so zeitig, daß ihn dein Ruf noch erreicht, bevor er von zu Hause weggeht, d. h. also gewöhnlich vor 9 Uhr morgens. Denn der Arzt muß sich vor seinem Weggange von zu Hause einen genauen Plan machen, in welcher Reihenfolge er seine Kranken beistcht will. Jede spätere Bestellung führt zu einer Störung dieses Planes und verursacht Zeitverlust durch doppelte Wege. Außerdem ist es auch nicht sicher, ob und wann verspätete Beistellungen den Arzt erreichen, so daß auch ihre Ausführung ungewiß ist. Die rechtzeitige Bestellung hat dagegen für den Kranken den Vorteil, daß der Arzt sicher und sobald wie möglich kommt.

Die Frau des Coten.

Eine Schwester kam ins Zimmer hinein und sagte unterm Aufhauchen: „Im Saal 14 ist wieder einer gestorben.“

Wir hörten gleich mit unserem Dominospiel auf, das gerade anfangen, in welchem zu werden, und fragten: „Wer?“

„Ein Landweibemann aus Möin, von Beruf Schlosser, der magere Schwerge, der noch vorige Woche so anhaltend den Morri dor hinauf und herunter spazierte.“

„Der?“ Der war doch wohlhaft und munter. Vor drei Tagen sagte er noch, er könne bald heim.“

„Ja, er war auch wohlhaft. Aber da bekam er unversehens einen Anfall in seine Lungenentzündung, und der Anfall ist mein gefährlicher als die eigentliche Pneumonie. Drei Tage hielt sich das Fieber aber vierzig. Gestern schon sagte der Militärarzt: Der Krank wird die Nacht nicht erleben. Doch erst heute morgen ist er von seinen Schmerzen erlöst worden.“

„Hat er Familie?“

„Ja, eine Frau und vier Kinder.“

„Um Himmelswillen, wer wird für die armen Wämer aufkommen?“

„Das ist Sache des Staats. Der hat eine Reihe von Unterstützungseinrichtungen geschaffen, die helfen können.“

Da miedte sich der blinde Danauer ein, der bisher ganz für sich allein in seiner Ecke über einer Zeitung gesessen hatte, und sagte:

„Na, wissen Sie, Schwester . . .“

In diesem Augenblick schlug die Standuhr halb zwölf. Ich mußte zum Abendessen vor, um mein Wäschbündel zu holen. Außerdem hatte ich auf der Schreibstube meine Wohnung und meinen Lazarettchein in Empfang zu nehmen; denn heute war mein Entlassungstag. So hörte ich nicht mehr, was die Schwester dem Danauer antwortete.

Traußen auf dem Gange standen die Leidtkranken in Gruppen beisammen und besprachen den neuen Todesfall auf Soldatennart: Heute dir, morgen mir, es geht mal jedem an sein schönes Leben. Eine dunkelgekleidete Frau kam die Portalstreppe herauf und sah sich suchend um. Da ich ihr gerade in den Weg lief, fragte sie mich nach der Schreibstube.

Ich sagte: „Ich bin grad auf dem Wege dorthin. Bitte, kommen Sie mit!“

1. Verstehe den Besuch des Arztes nicht für eine bestimmte Tageszeit, sondern überlasse es ihm, wenn es sich nicht um einen dringenden Fall handelt, der den sofortigen Besuch erfordert, wann er dich besuchen will, und warte ruhig ab, bis die Reihe an dich kommt. Die Natur der Tätigkeit des Arztes bringt es mit sich, daß er nie weiß, wie seine Zeit ist, so daß Besuche, die er zu einer bestimmten Stunde machen soll, für ihn mit großen Umständen und Zeitverlusten verbunden sind, wenn ihm die Ausführung überhaupt möglich ist. Die Hausfrau, die durch das Warten auf den Arzt vielleicht ein wenig im gewöhnlichen Gange ihres Haushalts gestört wird, kann diese ausnahmsweise ein tretende Unbequemlichkeit eher auf sich nehmen als der Arzt, der mit seiner Zeit sparen muß und auf den noch andere Kranke warten, und der überhaupt nicht fertig werden würde, wenn alle seine Kranken ihm die Zeit seines Besuches vorschreiben wollten. Auch der Geschäftsmann soll sich den Arzt nicht auf die Mittagszeit bestellen, wo er gerade vom Geschäft zu Hause ist. Wenn er nicht zum Arzt in die Sprechstunde gehen will, so soll er sich frei machen, daß er den Arzt ruhig zu Hause erwarten kann. Er soll bedenken, daß seine Mittagsruhe und Geschäftszeit nicht auch die des Arztes ist, und daß sie diesem nicht ohne Not gestört werden sollte. Verlangst du aber trotzdem den ärztlichen Besuch zu bestimmter Stunde, so wundere dich nicht, wenn er dir doppelt angerechnet wird.

2. Laß dem Arzt nicht sagen, er solle sofort kommen, wenn es nicht wirklich notwendig ist. Auch der sofortige, dringende Besuch erfordert, da er außer der Reihe gemacht werden muß, erheblichen Aufwand an Zeit und Weg, und benachteiligt die übrigen Kranken, die des frühzeitigen Besuches vielleicht eher bedürftig als du. Verstehe den Arzt richtig, dann wird er schon eher kommen, sobald er kann. Als dringend beistellte Besuche darf der Arzt dir ebenfalls höher berechnen.

3. Zur Nachtruhe rufe den Arzt nur in einem wirklichen Notfalle. Denn bedenke, daß auch er nur ein Mensch ist, der seine Nachtruhe nötig hat und daß, um abgehörter, übermüdet und

Dann ging ich zu dem Stragen in den ersten Stock voraus und klopfte. Der Schreiber rief: „Herin!“ Ich meldete: „Es ist eine Frau hier, die den Herrn Lazarettinspektor sprechen will.“

Der sah brief und bebärgt hinterm Tisch und biß bei meinem Bericht eben in ein knisperviges Bröckchen.

Er schickte schnell den angefangenen Pissen herunter und wußte: „Können Sie die Frau herinkommen.“

Ich trat und blieb an der Tür stehen, denn ich wollte bei dieser Gelegenheit meine Wohnung und den Entlassungschein gleich mitnehmen, um nicht zweimal danach laufen zu müssen. So wurde ich Zeuge des nachstehenden:

„Guten Tag.“

„Guten Tag, Sie wünschen?“

„Ich möchte den Herrn Lazarettinspektor sprechen.“

„Der bin ich, bitte. In welcher Angelegenheit kann ich Ihnen dienen?“

Die Frau reichte an ihrem vertageten, schwarzen Handtäschchen und zog mit zitternden Fingern ein mehrfach zusammengefaltetes Blatt Papier heraus:

„Ich habe ein Telegramm bekommen, daß mein Mann hier im Achtungslazarett so liegt und nicht unbedingt erkrankt ist. Ich sollte gleich hierher fahren. Ich habe mir gesagt, wenn die Leute telegraphieren, so muß es schlimm um ihn stehen, denn wegen mirs und wieder nichts gibt niemand sein Geld aus für ein Telegramm.“

Der Inspektor hörte mit Mienen auf:

„Ah, Sie sind die Frau Kohner?“

„Ja, die bin ich. Wie geht's meinem Mann? Ist es schon besser mit ihm? Mann ich gleich zu ihm?“

Der Inspektor spielte verlegen und nervös eine Weile mit Meißer und Gabel und sagte, nachdem er sich erst mit einem Schluß Wem Mut gemacht hatte:

„Na, wissen Sie, liebe Frau Kohner, die Sache ist schlummer ausgegangen, als wir anfänglich dachten.“

Die Frau erwiderte: „Ich schien die vage Rede des Inspektors zu begreifen. Ich schob ihr schnell einen Stuhl hin, denn ich meinte, jeden Augenblick würde sie umfallen, so bleich war sie. Sie setzte sich, strich langsam die Rockfalten über ihren Ärmeln zu recht und fragte mit halbem Atem, als ob sie am Ertrinken sei:

„Ist er tot?“

Der Inspektor nickte.

in seinem Schlafe häufig gestörter Arzt in seiner körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit leiden muß, zum Nachteil seiner Kranken. Bei schon bestehenden Krankheiten läßt es sich fast immer vermeiden, nachts den Arzt ruhen zu müssen, wenn man sich schon am Tage schlüssig macht und nicht erst bis zum Abend wartet, an dem sich fast immer mit dem Steigen des Fiebers die Kranken schlechter befinden. Dann kommt für den Kranken und die Angehörigen die Angst vor der Nacht, und nun wird spät der Arzt in seiner Nachtruhe gestört, während es durchaus schon am Tage möglich und am Plage gewesen wäre, ihn zu ruhen.

7. Nimm den Arzt Sonntags nur in dringenden Fällen in Anspruch. Denn bedenke, daß auch er eines Ruhetages bedarf, der in jedem anderen Verufe ganz selbstverständlich ist. Daß du selbst gerade am Sonntag Zeit dazu hast, den Rat des Arztes einzuholen, darf nicht dazu führen, daß du diejen, der Tag und Nacht bereit sein muß, seines Ruhetages beraubt. Deinen Schwestern und deinen Schwestern sammt du Sonntags auch nicht in Anspruch nehmen. So gönne auch deinem Arzt seine Sonntagsruhe.

8. Scheu dich einmal in einem Notfalle sofort ärztliche Hilfe erforderlich zu sein, so schade möglichst nicht gleichzeitig zu mehreren Ärzten, sondern dann erst zum nächsten, wenn der zuvor angegangene nicht kommen kann. Sind aber in der Anrechnung doch mehrere Ärzte zugleich bestellt worden, so lasse ihnen wenigstens sofort obliegen, wenn einer erschienen ist, und erspare so den übrigen den unnötigen Gang. Du sparst dir damit auch zugleich unnötige Kosten.

9. Erwarte nicht den Besuch des Arztes, so bereite alles so vor, daß kein überflüssiger Aufenthalt entsteht. Vor allen Dingen lasse den Arzt nicht warten, sondern bereite dein Zimmer und dich selbst vor, daß er sofort vorgelassen werden kann. Wenn es schon einem anderen Besucher gegenüber eine Unhöflichkeit ist, ihn warten zu lassen, so ist es beim Arzte eine Rücksichtslosigkeit, sowohl seiner Person gegenüber, deren Zeit kostbar ist, wie auch gegenüber den anderen Kranken, die vielleicht mit Schmerzen auf ihn warten. Gehe schon vorher: Handwaschen, Zeife und Hand-

tuch, Feder und Tinte, und was sonst noch etwa erforderlich ist, zuzureichten, damit es nicht erst nachher mit neuem Zeitverlust geholt werden muß. Nimm dem Arzt auch nicht seine Zeit weg mit langen Unterhaltungen über Dinge, die mit der Krankheit nichts zu tun haben, und überlege dir schon vorher, was du ihm sagen und wonach du ihn fragen willst. Sehr empfehlenswert ist es, daß du dir alles, um nichts zu vergessen, vorher aufschreibst und die Aufzeichnungen zur Hand hast.

10. Auch in der Sprechstunde halte den Arzt nicht unnötig auf. Im Wartezimmer sitzen noch mehr Leute, die ebenfalls an die Reihe kommen wollen und für die der Zeitverlust vielleicht zugleich einen Entgang an Verdienst bedeutet, und außerdem warten auch in der Stadt wieder andere auf den Besuch des Arztes. Die Damen sollen sich vor allem so vorbereiten, daß sie, falls sie sich zur Untersuchung entkleiden müssen, nachher rasch und ohne Inanspruchnahme anderer Hilfe wieder ankleiden können. Hinten geschlossene Kliesen sind daher zu vermeiden, da es nicht Sache des Arztes ist, die Kammergasse zu spielen.

Aus unserer Bewegung.

Derzberge-Wahlgarten. Am 16. Mai er. unternahmen die Kollegen und Kolleginnen unserer Anstalten einen gemeinsamen Ausflug nach dem Müggelsee und seiner reizenden Umgebung. Kollegen, die zum erstenmal diese Gegend besuchten, waren von der herrlichen Landschaft ganz überzaubert. Die Beteiligung war von beiden Anstalten sehr gut.

Alle Kollegen und Kolleginnen sind verpflichtet, für den Verband zu agieren und neue Mitglieder zu gewinnen!

Es gab eine lange Zille. Der Beamte hatte das Herz nicht, weiter zu eilen. Der magere Schreiber hörte mitten im Wort auf, weil die Feder auf dem trockenen Papier zu viel Geräusch machte. Was sagte ein Unbekanntes mit kalten Lippen an, die wund rief und lachte. Ich spürte: hier steht das lebhaftige Schicksal im Zimmer!

Die kleine Frau aber sah so schön und so tot wie ein Bildnis im Museum; es blühte nur der goldgeadungelte Rahmen darum. Mit Augen, die so mit Leid gefüllt waren, daß sie nichts Lebendiges mehr hatten, sah sie durch die Fensterrahmen in die Landschaft hinaus. Dort sah ich den Zug nach dem anderen dem gefräßigsten Ungeheuer Ausfluß zu. Kadend junge Soldaten saßen in den Wagen; ihre frohen Gesichter hatten so warme Töne wie die aufwachenden ersten Frühlingstöne, und ihre Lieber klangen so froh, als gäbe's keinen Tod in der Welt und keinerlei Kugelmach.

Ich betrachtete die Frau des Toten, die in ihren dunkeln Kleidern selber wie tot aussah, gemauer. Und da sah ich, daß nichts Todes, nichts Stattes, nichts Schweregendes an ihr war, sondern daß alles, jeder Teil ihres Körpers, jedes Hautfältchen Stimme hatte und redete.

Die Augen sagten: Wir haben schon zuviel geweint, darum sind wir trocken und schweigend.

Die Stirn sagte: Ich habe von Hernauf viel sorgen müssen, darum bin ich so faltig und zerfallen.

Die Haare sagten: Wir haben nie viel Zeit gehabt, uns zu pflegen, zu locken, zu fränseln. Die Not war unser Erzähl, des Lebens Wirrgal in unser Kopfweh, darum sind wir vor der Zeit reiflos und grau geworden.

Die Wangen sagten: Wir haben nie viel zu essen gehabt, darum sind wir so dünn.

Der Mund sagt: Der Schmerz hat mich stumm gemacht.

Die Hände sagten: Wir sind rauh und rissig. Eine häßliche Mähe liegt in unseren Fugen. Schwarze Schanden verunfalten uns. Wir haben uns nie schütten können. Wir haben uns nie schonen können. Wir mußten unser Leben lang arbeiten.

Der Rücken sagte: Das Unheil liegt auf mir und drückt mich nieder.

Der Leib und die Brust sagten: Wir haben vier Minder genährt und gezogen, darum verweichte unsere Schönheit.

So beredt war die Stummheit dieser Leidensgeital. Und die Stimmen aller vermögten sich zu einer lauterer Stimme, die

eindringlich sprach: Ist das Leben gerecht? Ist Gott gerecht oder das leidige Schicksal? Warum geht mein Fuß von Anfang an auf der Schattenseite, fern dem goldenen Licht? Warum? Warum?

Wir drei Männer im Saale waren still; ich, der ich sonst so bereit war, wußte auf diese ungefragten Fragen nicht zu antworten. Da kam die Oberkassiererin herein. Sie brauchte nicht lange zu fragen, wer da so tröstlich sah. Sie sah die fröhliche Frau bei der Hand, als wäre sie ihre lebliche Schwester, und die beiden saßen einander an die Brust, und der wortlose Jammer der einen löste sich in den heiligen Tränen der beiden zur leise überschattenden Schwermut.

Ich bin gleich hinausgegangen. Der Herr Inspektor und sein Schreiber kamen mit.

Am Spätnachmittag, als ich wartend am Treppengeländer stand und auf den Unteroffizier vom Dienst paßte, der mich abholen und mich wieder in die Batterie bringen sollte, sah ich die Frau des Toten noch einmal. Sie erkannte mich gleich, trat häufig auf mich zu, als ob sie mich lange gesucht hätte, und sagte: „Ich hatte meinem Mann etwas zum Menden mitgebracht. Aber der ist ja tot. Wenn Sie vielleicht die Zigaretten wollen?“

Um die Frau nicht zu kränken, nahm ich das kleine Päckchen an und bedankte mich. Erst nachher erfuhr ich von der Saalkassiererin, daß die Frau so arm sei, daß sie das Reisgeld hierher von einer Nachbarin habe leihen müssen. Sie habe auch ihren goldenen Trauring zur Pfandleihe getragen und das Geld daran gewandt, ihrem Mann beim Wiederleben eine Kreuze zu machen; sie kaufte ihm eine Sorte Zigaretten, von der sie wußte, daß er sie besonders gern rauche. . .

Auf dem Heimweg sind der Unteroffizier und ich an ein tiefes Wasser gekommen. Ich blieb stehen und besann mich, ob ich die gezeichneten Zigaretten doch nicht lieber ins Wasser werfen sollte. Von Rechts wegen gehörten sie nicht mir, sondern dem Toten, und Toten soll man nichts nehmen. Aber der Unteroffizier sagte: Mach keine Ären!

Ich habe dann die Gabe an meine Stubenkameraden ausgeteilt. Abends nach dem Dienst saßen die luitigen Putzchen um den Esen herum und rauchten das edle Kraut. Der bläuliche Rauch stieg zur Decke. Und auf einmal sah ich aus dem Rauch die Frau des Toten hervorkommen, wie sie mir gütig zulächelte und wieder verschwand.

Es war Wöhrle.

Rundschau.

Vom christlichen Burgfrieden. In den letzten Wochen war u. a. viel die Rede davon, daß die verschiedenen Gewerkschaftsrichtungen auch nach dem Kriege versuchen sollten, besser miteinander auszukommen, um unter allen Umständen die Interessen der Arbeiter energisch wahrzunehmen zu können. Im allgemeinen neigen auch wir dazu, die Gegensätze nicht in den Vordergrund zu rücken, und unsere Polemiken gegen die Christlichen waren in der Regel nur aufgedrungene Antwort. — Wir haben insbesondere seit Kriegsausbruch alles vermieden, um die Leute um Streiter zu irgendwelchem „Märtyrertum“ zu verhehlen. Trotzdem können sie sich nicht verkneifen, in Nr. 10 des „Arankenpfleger“ vom 15. Mai folgenden Kohl zu verzapfen, den der „Vorstand des württembergischen Landesvereins“, Max E. Binnenden, zum besten gibt:

„Das Meerengebäude der Sozialdemokratie sei heute ein Trümmerhaufen und Massengrab zugleich, während auf der anderen Seite die Grundlage der christlich-nationalen Arbeiterbewegung reiflos eine glänzende Betätigung erfahren haben. Als logische Konsequenz ergebe sich eine für die Zukunft unserer Bewegung mit zäher Ausdauer durchzuführende Arbeit. Hierfür müssen unaußersät die geistigen Kräfte geschärft werden, deshalb sei es Pflicht aller unserer Mitglieder, die Konsequenzen aus den Lehren des Weltkrieges zu ziehen mit dem Entzweck: jedes Mitglied muß ein Frontier der christlich-nationalen Arbeiter- und Anstaltbewegung werden, die sich dem Volksganzen und der Arbeiter- und Anstalterschaft in gleicher Weise verantwortlich fühle und sich entsprechend betätige.“

Daß dieser grauenhafte Krieg, mit seinen Schatzen von Menschenopfern, die Grundlage der christlich-nationalen Arbeiterbewegung“ betätigt oder betätigt, ist denn doch alles, was sein kann. Wir meinten bislang, daß nichts sich so wenig mit Christentum vereinbaren lasse, wie dieses fürchterliche Unglück, das über die Menschheit gekommen ist. Und wenn es vor dem Kriege noch jemand gegeben hat, der den Anordnungen der Sozialdemokraten gleichgültig gegenüberstand, so mußte er jetzt eigentlich aufgerichtet sein. Aber was fragt so ein christlich-nationales Spargenhirn nach Gründlichkeiten, wenn es nur seine Suppe am Feuer kochen kann. Es liegen andere Vorgänge ähnlicher Art vor, die beweisen, daß man auf christlich-nationaler Seite im Frühen fischen möchte. Wir widerstehen der Versuchung, uns ausführlicher damit zu beschäftigen. Es genügt, solche „Burgfriedlichen“ Aeußerungen von christlicher Seite fest zu nageln!

Die Amputation. In der „Mitschau“ erzählt der Transportführer eines Lazarettzugs, Hauptmann Widgratz, Aufenthalt auf einer Station: Die neu aufgenommenen Verwundeten sind von den Ärzten durchgesehen und die schwersten, unrettbarsten Operationen benötigten Fälle bezeichnet. Da wird schon einer auf der Tragbahre herangebracht und mittels Leiter durch das große Mittelfenster in den Operationsraum hineingehoben. Sofort acht die Kabri weiter, während der Professor mit seinen Assistenten die Wunden von dem rechten Arme des Mannes löst, der beinahe auf dem Operationsstisch gebettet liegt. „Weh! Das war ein betrübender Anblick! Er hatte tagelang ohne Diste gelegen, und nun war das zerstückerte Arme in einem Zustand, daß mir als Laie die Unmöglichkeit seiner Erhaltung sofort klar wurde. Und in der Tat begann im nächsten Augenblick der Professor in möglichst unbefangenerm Ton: „Ja, hören Sie mal, alter Freund, ich muß Ihnen leider sagen, daß da nichts mehr zu machen ist, und wir das Bein abnehmen müssen, wenn Sie nichts dagegen haben.“ „Nein, das Bein lasse ich mir nicht abnehmen!“ kam es aber wider Erwarten mit großer Ruhe und Entschiedenheit von den Lippen des Verwundeten. Einen Augenblick waren wir alle etwas verblübt, dann fing der Professor wieder an: „Nun, sagen Sie mal, es hat Ihnen wohl jemand gesagt, das Bein könne auch so wieder gut werden, und wir Ärzte wollten nur immer gleich schneiden?“ „Ja, das hat mir jemand gesagt!“ „Nun will ich Ihnen etwas sagen! Ich bin ein erfahrener Chirurgen und kann Ihnen versichern, daß heute noch die Amputation mit glücklichem Erfolge geschehen kann, daß es morgen aber wahrlich nicht schon zu spät wäre und Sie rettungslos binnen vierzehn Tagen einem sicheren und qualvollen Tod entgegengehen würden!“ „Nein, ich lasse es mir nicht abnehmen.“ „Sie fürchten sich wohl vor einem Stelzfuß? Das ist heutzutage ein überwundener Standpunkt. Sie bekommen ein Gummibein, mit dem Sie recht gut gehen können, und das unter der langen Dose kaum von einem natürlichen zu unterscheiden ist.“ „Nein, ich lasse es mir nicht abnehmen.“ Jetzt verlor ich mein Deil und stellte ihm vor,

daß ich als Laie sogar die Hoffnungslosigkeit dieses Falles erkennen müsse, und als Offizier doch kein Interesse am Schneiden habe; alles vergebens. Er blieb bei seinem Veto, und ohne seine Zustimmung darf niemand operiert werden. Nun schlug jemand vor, ihn einmal mit der Frau Professor, die ihren Mann wie in früheren Kriegen auch diesmal nervlich als Gehilfen beizutreten, allein zu lassen, ob es vielleicht weiblicher Heberredungskunst gelingen möchte, den harten Schadel des östpreussischen Bauers und Hebersmanns herunterzukriegen. Aber ach, nach zehn Minuten erschien ihr Kopf mit niedergedrücktem Ausdruck in der Türspalte zum benachbarten Speiseraum, um betäubt zu melden, daß alle Versuche fehlschlagen seien. Nun wurde noch ein Generalsturm inszeniert, ihm vorgeführt, wie Leute sonst gern ein kleines Vermögen opfereten, um vor einem so bekannten Chirurgen operiert zu werden, und wie glücklich er es getroffen, hier gleich in die heißen Hände gekommen zu sein, oder auch wir fragten ihn, ob er noch Eltern habe, „ja“, ob er sie lieb habe, „ja“, ob er bedachte, was er ihnen für Nimmer bereite, wenn sie hörten, daß er hätte getötet werden können, wenn er gewollt, und daß es eigentlich Selbstmord sei, wenn er auf seiner Weigerung bestehen bliebe. „Nein, ich lasse es mir nicht abnehmen.“ Da war nichts zu machen, und der Professor erklärte, einen längeren Zeitverlust den anderen Verwundeten gegenüber nicht verantworten zu können, und legte einen neuen Verband an, in welchen er einen Tricht einbaute über die Wegerung, damit ihm später von ärztlicher Seite kein Vorwurf einer Unterlassungssünde gemacht werden konnte. Auf der nächsten Haltestelle fand die Ausladung statt, die ich mit meinem Bedarf zur Erinnerung aufnahm. Da kam mir ein plötzlicher Entschluß. Als die Träger ihn aufhoben auf ihrer Bahre, um ihn in seinen Wagon zurückzuschaffen, ließ ich ihn noch mal absehen und legte dem kornelnden Verwundeten, er möge mich mal anschauen, ich wolle eine Photographie von ihm machen, damit seine Eltern wenigstens noch ein kleines Andenken an ihn bekämen; und nachdem die Prosedur glücklich vollzogen gegangen, warf ich den Pflegern ein, daß sie sich die genaue Adresse seiner Eltern von ihm geben lassen sollten. Damit ich ihnen das Bild überreichen konnte. Dann ging es zurück in den Operationsaal. Am folgenden Morgen sitzen wir beim Kaffe, als ein Pfleger erscheint und meldet, der Mann von gestern wünscht jetzt doch seine Zustimmung zur Amputation zu geben. Natürlich wurde sofort seinem Wunsche willfahrt. Es war gerade noch Zeit gewesen.

Der Arzneimittelmarkt im Krieg. Der Krieg hat auch eine gewaltige Wirkung auf den Arzneimittelmarkt ausgeübt. Gewaltig vergrößert ist der Bedarf für die notwendigen chemischen und bakteriologischen Maßnahmen. Großer Bedarf herrscht in Jodoform, Podunkin, Benzolnatrium, Wasserstoffperoxid, Morphium, Chloroform und Aether. Der Laie vermag sich schwerlich einen Begriff zu machen von der Mengenmenge, den er in den Kampf zehrendes Millionenheer an Verbrauchstoffen, antiseptischen und narkotischen Mitteln braucht. Auf der anderen Seite ist aber auch wieder eine Abnahme im Gebrauch sehr viel verminderter Arzneimittel eingetreten, da mit Ausbruch des Krieges die Krankheiten in der Zivilbevölkerung bedeutend abgenommen haben. Professor Kadow weist auf die vielfach gemachte Erfahrung hin, daß der Krieg das Fiebern und Fiebern der meisten Menschen so gewaltig beeinflusst, daß die bisher sie quälenden Schmerzen gar nicht bedachten. In erster Linie erscheint das große Fieber der Nerven und Hinterhirn völlig umgewandelt. Gemeinenswerter ist ferner, daß das Angebot von Gebeim und Schwundelmitteln geringer geworden ist. Ferner sind die Spezialitäten, die aus Frankreich und England zu uns kamen, durch deutsche Erzeugnisse ersetzt worden. Die deutsche chemische Industrie hat, ähnlich wie auf dem Karbstoffgebiet, auch im Arzneimittelbereich die Welt in ein Abhängigkeitsverhältnis zu bringen. In Russland müssen z. B. infolge Mangels an Chloroform, auch die schwersten Operationen ohne Narkose vorgenommen werden.

Eingänge.

Verwundetenfürsorge im Kriege. Von Prof. Dr. v. Cieselsberg. Wien. Verlag Wilh. Fraumüller, Wien und Leipzig. Preis 50 Pf.

Der vorliegende Separatdruck, aus der Zeitschrift zur Wiener klinischen Wochenschrift, enthält einen Vortrag, in welchem in anschaulicher, auch für den Laien leicht verständlicher Weise die Verwundetenfürsorge behandelt wird.

Das Wirkungsgebiet der Chirurgie. Vortrag von Prof. Alex. Fraenkel. Verlag W. Fraumüller, Wien und Leipzig 1914. Preis 50 Pf.

Die kleine Schrift gibt einen kurzen Überblick über die Chirurgie in der Kriegszeit.